Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse
Band: 6 (1926)
Heft: 2

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ulnium	15 [18]	?
urnius	20 [25]	?
venda	1 [32 34]	Verkauf. du Cange: venditio, theloneum.
vert gre	17 [5]	grüne Ölfarbe. Littré: vert de gris, 13. Jh. verte grez, vert de grice; nfz. vert aigret.
vinageria	14 [1 2]	Essigkanne.
Waffen	23 [45–54]	
witten	10 [27]	? (Maß?).

Besprechungen — Comptes rendus

HANS MORGENTHALER. *Teuerungen und Maßnahmen zur Linderung ihrer Not im 15. Jahrhundert.* 61 S. S.-A. aus Archiv des historischen Vereins, XXVI. Bd. 1. Heft.

An Hand der Quellen behandelt der Verfasser die verschiedenen Teuerungen der Jahre 1437—39, 1477 und 1478, 1481 und 1482, 1489—1491. Aufeinanderfolgende schlechte Jahre in der Landwirtschaft verursachten gewöhnlich die Teuerungen. Der Getreidepreis war für die Bevölkerung von ausschlaggebender Bedeutung und zog auch eine Verteuerung der andern Lebensmittel und eine Erhö.hung der Preise überhaupt nach sich. Morgenthaler behandelt zwar auch die Teuerung der Butter und des Fleisches, besonders eingehend jedoch diejenige des Getreides und die von der Regierung getroffenen Gegenmaßnahmen. Die Angaben über den Getreidepreis zu den verschiedenen Teuerungszeiten ermöglichen natürlich keinen oder nur einen ungenauen Vergleich, da der Geldwert im Laufe eines halben Jahrhunderts schwankte und der Verfasser uns keine andere Vergleichsbasis gibt.

Interessant sind die Maßnahmen der Regierung, die erstens den Zwischenhandel auszuschalten suchte, Höchstpreise festsetzte und Ausfuhrverbote erließ. Ferner führte sie Bestandesaufnahmen mit Verkaufszwang für die zum Eigenbedarf nicht notwendigen Überschüsse durch. Bei jeder Teuerung suchte man auch den Verbrauch einzuschränken. Alle diese Maßregeln hätten jedoch das Volk nicht vor Hungersnöten bewahren können ohne die großen Getreideankäufe der Regierung im Ausland. Dieses Getreide wurde unter dem Selbstkostenpreis, an die Armen unentgeltlich, abgegeben.

Die Studie Morgenthalers liefert einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Sozialpolitik und Sozialwirtschaft im 15. Jahrhundert.

Winterthur. Alice Denzler.

HERMANN WEILENMANN, *Die vielsprachige Schweiz.* Eine Lösung des Nationalitätenproblems. Basel und Leipzig 1925. 298 S.

Der Versuch, die Gründe aufzudecken, weshalb aus der vielgestaltigen Bevölkerung zwischen Jura und Alpen « ein vom selben Willen zur Gemeinschaft ergriffenes Volk », die schweizerische Nation, entstanden ist, hat ihren besondern Reiz. Denn näheres Zusehen ergibt, daß die diesem Ergebnisse entgegenwirkenden Ursachen zahlreicher sind, als die der Einigung günstigen.

Der so oft ins Feld geführte Grund der geographischen Einheit ist nur bedingt richtig. Niemals hat der Rhein eine scharfe Grenzlinie zu ziehen vermocht. Basel, Rafzerfeld, der Kanton Schaffhausen, sodann die lange Zeit mit der alten Eidgenossenschaft verknüpften Städte Straßburg und Rottweil liegen jenseits der Rheinlinie. Das Fricktal war trotz seiner linksrheinischen Lage bis 1815 österreichisches Gebiet; Konstanz gehörte immer zum Deutschen Reiche.

Das gleiche gilt vom Jura. Wenn sich die Eidgenossenschaft nicht dauernd westwärts über den Jurakamm hinaus ausdehnte, so war die hindernde Ursache nicht die Bergkette als solche, sondern die nach Süden gerichtete Expansionspolitik der meisten eidgenössischen Orte. Gerade die südwärts der Alpen liegenden schweizerischen Bestandteile zusammen mit denjenigen, die uns wieder verloren gegangen sind, zeigen deutlich, daß neben der trennenden Tendenz von Gebirgszügen die sie überschreitenden Pässe verbindende Kraft besitzen.

Während also die geographischen Vorbedingungen nicht unbedingt einigend wirkten, kam den wirtschaftlichen Verhältnissen geradezu die Bedeutung von trennenden Kräften zu. Die wirtschaftlichen Interessen wiesen die innern Orte südwärts über die Alpen, und wenn sich Zürich politisch den Urkantonen anschloß, so geschah das unter Schädigung der eigenen Wirtschaft, die ein enges Zusammengehen mit Österreich nahegelegt hätte.

Der Bildung einer schweizerischen Nation mußte auch die seit dem frühen Mittelalter vorhandene Sprachverschiedenheit innerhalb des Gebietes der heutigen Schweiz hemmend im Wege stehen.

Welches war im Gegensatz zu diesen trennenden Vorbedingungen die einigende Kraft? Es ist nach den Untersuchungen Weilenmanns der Wille zum Selbstbestimmungsrecht auf demokratischer Grundlage. Dieses Ziel hat die einzelnen Glieder zusammengeführt und zu dauernder Verbindung geführt.

Dieses Ergebnis ist an und für sich nicht neu; neu dagegen ist die Aufgabe, die sich Weilenmann gestellt hat, anhand eines Ganges durch die ganze Schweizergeschichte im einzelnen zu zeigen, wie die eine dieser trennenden Kräfte, die Verschiedenheit der Sprache, bei der Schaffung der schweizerischen Nation überwunden wurde. Die Aufgabe war nicht leicht, weil der Verfasser als erster den Versuch gewagt hat, das Problem in seiner Gesamtheit zu untersuchen. Um so eher darf lobend hervorgehoben werden, daß dieser erste Wurf vorzüglich gelungen ist.

Im Folgenden sollen zur Charakterisierung des Werkes einige Gedanken aus der reichen Fülle der selbständigen und anregenden Ideen Weilenmanns herausgegriffen werden.

Vom frühen Mittelalter an gab es auf dem Boden der heutigen Schweiz staatliche Gebilde, die deutsch und französisch sprechende Volksteile beherbergten. Dahin gehören das Bistum Basel, das Wallis, die Grafschaft Greyerz und Freiburg. Während in dem zuerst genannten geistlichen Gebiete die Zweisprachigkeit auf den ohnehin vorhandenen Gegensatz zwischen Landesfürst und Untertanen verschärfend wirkte, hielt in den drei übrigen Gebieten die Bevölkerung trotz Verschiedenheit der Sprache enge zusammen. In allen drei Fällen war die einigende, den Sprachengegensatz überwindende Kraft der Kampf gegen die Gefahr, unter die Herrschaft eines Feudalherrn zu geraten.

Als der Bischof von Sitten im Jahre 1384 einen Teil des Wallis an Savoyen abtreten mußte, wurde die neue Grenze nicht der Sprachgrenze entlang gewählt. Die damals welschen Zehnten Sion, Sierre und Loèche blieben mit dem deutschen Oberwallis bischöfliches Gebiet. Die Abwehr weiterer Expansionsversuche und später der Kampf mit dem eigenen geistlichen Landesherrn um Mehrung der Autonomie hielt die bischöflichen Untertanen trotz der Sprachverschiedenheit enge verknüpft.

Ähnlich lagen die Verhältnisse in der Grafschaft Greyerz. Die Gefahr, unter Berns Botmäßigkeit zu geraten auf der einen Seite, anderseits der Widerstand gegen die Versuche der Landesherrn, der Grafen v. Greyerz, ihre politischen Machtbefugnisse zu mehren, schufen gemeinsame Interessen, die stärker waren als die Sprachverschiedenheit.

Besonders lehrreich sind die Vorgänge im Gebiete des heutigen Kantons Freiburg. Die Stadt war von Österreich als Bollwerk gegen das von Süden her vordringende Haus Savoyen gegründet worden. Durch die werdende Eidgenossenschaft von dem staatlichen Gebilde abgeschnitten, zu dem es gehörte, schwankte Freiburg lange Zeit zwischen der Treue zum alten Herrn und dem Anschlusse an Savoyen. Dabei bildeten sich für die beiden Anschlußmöglichkeiten Parteien, die sich zur Hauptsache nach der Sprache gruppierten. Der politische Gegensatz weckte den der Sprache. Die Regierung mußte den jungen Leuten verbieten, unter dem Rufe « Hie deutsch, hie welsch » sich gegenseitig zu befehden.

Bern, das selbst zwischen Orientierung nach Süden und nach Norden schwankte und dementsprechend Freiburg bald grimmig befehdete, bald als Bundesgenossen umwarb, entschied sich schließlich endgültig für den Anschluß an die Eidgenossenschaft und vermochte auch Freiburg auf diese Seite zu ziehen. Entscheidend war dabei die Möglichkeit für letztere Stadt, die Autonomie zu erlangen. Im Entschlusse, eidgenössisch zu werden, waren schließlich deutsche und welsche Freiburger einig. Auch da hat der Wille zur Selbstbestimmung die sprachlichen Gegensätze zu über-

winden vermocht. Für Freiburg gab es nunmehr keinen Sprachenkampf mehr.

Dieses gleiche Ringen nach staatlicher Unabhängigkeit schuf schließlich den großen Bund von Genf über Bern, Zürich und Basel.

Auch an dem Beispiel Graubündens mit seinen sprachlich ebenso komplizierten wie interessanten Verhältnissen zeigt der Verfasser, daß hier ebenfalls die Verschiedenheit der Sprache ihre trennende Kraft unter der Einwirkung des Willens zu staatlicher Selbständigkeit verlor.

In der seit den Burgunderkriegen zum nationalen Bewußtsein erwachenden Bevölkerung des eidgenössischen Staatenbundes konnte vorläufig ein Sprachenproblem nicht entstehen, weil sämtliche regierenden Orte das Deutsche als offizielle Sprache besaßen. In Freiburg und Wallis hatte der Anschluß an die Eidgenossenschaft zu einer Verstärkung des deutschen Elementes geführt. Freiburg nahm das Deutsche als offizielle Sprache an und ist erst später wieder zu einer stärkern Bevorzugung des Französischen zurückgekehrt. Im Oberwallis germanisierten sich die drei bisher noch welschen Zehnten.

In den Untertanengebieten welscher Zunge bereitete die andere Sprache der Regierung ebenfalls keine Schwierigkeiten. Die weitgehende Selbstverwaltung, die die eidgenössischen Orte ihren Vogteien ließen, die Besetzung aller Ämter mit Ausnahme der Vogtei und meist auch des Sekretariates durch Einheimische ließ den einzelnen Untertan die Sprachverschiedenheit nur wenig fühlen. Anderseits fiel es auch den damaligen Regenten nicht ein, den Untertanen ihre eigene Sprache aufnötigen zu wollen. Bern sonderte die Waadt aus seinem übrigen Verwaltungsgebiete als besondere welsche Vogtei mit eigenen Organen aus und führte den gesamten Verkehr mit diesem Teile in französischer Sprache.

Das hatte allerdings auch zur Folge, daß sich die welschen und deutschen Untertanen Berns vollkommen fremd blieben. Ein Solidaritätsgefühl zwischen diesen beiden Bestandteilen ist nie entstanden. So konnte Bern im großen Bauernkrieg seine deutschen Untertanen mit Hilfe der Welschen zum Gehorsam zwingen, und 1791 eine Erhebung in der Waadt mit deutschbernischen Truppen unterdrücken.

Für die Schweiz als Ganzes ergab sich ein Sprachenproblem erst mit dem Siege der Demokratie über die Aristokratie, vorübergehend zur Zeit der Helvetik, endgültig seit der Regeneration des Jahres 1830 und besonders seit Schaffung des Bundesstaates im Jahre 1848.

Wenn da die Schwierigkeiten ohne große Anstrengungen überwunden werden konnten und die Lösung sich mit einer gewissen Natürlichkeit ergab, so liegt der Grund darin, daß das rasche Erkennen des richtigen Weges durch die Erfahrung weitgehend vorbereitet war, die sich die einzelnen Orte im Verlaufe einiger Jahrhunderte auf dem Gebiete der Mehrsprachigkeit erworben hatten.

Die absolute und in der Landesverwaltung konsequent durchgeführte Gleichberechtigung der drei Hauptlandessprachen ohne Rücksicht auf die zahlenmäßige Stärke der drei Teile ist in der Tat die einzige Lösung, die es den drei Kulturkreisen ermöglicht, mit den gleichsprachigen großen Gebieten jenseits der Landesgrenze in enger kultureller Wechselwirkung zu leben, ohne die Einheit des schweizerischen Nationalbewußtseins zu gefährden.

Weilenmanns Buch bereichert nicht nur das Studium der Vergangenheit unseres Volkes mit neuen Ideen und Gesichtspunkten, es erfüllt auch im besten Sinne die Hauptaufgabe aller geschichtlichen Betrachtung: aus der Vergangenheit die Gegenwart verstehen zu lernen.

Zürich. Hans Nabholz.

JOHANNES ZIEKURSCH. *Politische Geschichte des neuen deutschen Kaiserreiches.* Erster Band. Die Reichsgründung. Frankfurt am Main 1925. Frankfurter Societäts-Druckerei. 362 S.

Der Breslauer Professor Johannes Ziekursch hat es unternommen, eine Geschichte des neuen deutschen Kaiserreiches zu schreiben, das von 1871 bis 1918 gedauert hat. Sein Werk, das die Entstehung und den Untergang des hohenzollerischen Kaisertums, beides durch Blut und Eisen, darstellen will, gliedert sich in drei Bände. Auf den ersten bisher vorliegenden sollen zwei weitere unter den Titeln « Das Zeitalter Bismarcks 1871—1890 » und « Das Zeitalter Wilhelms II. 1890—1918 » folgen. Wir haben es hier zunächst mit dem ersten Band zu tun, der die dem Autor eigentümliche Auffassung seines Gegenstandes schon deutlich erkennen läßt. Unter Verzicht auf eigene archivalische Forschungen, aber mit voller Beherrschung der gesamten einschlägigen Literatur, wie dies die kurzen Anmerkungen am Schluß des Bandes bezeugen [1], verbindet er ein durchaus selbständiges Urteil, das sich auch gegenüber namhaften Historikern, mit denen er in Wettbewerb zu treten wagt, wie z. B. Sybel oder Brandenburg, behauptet. Einige Kernsätze mögen die Grundanschauung des Verfassers beleuchten. So heißt es S. 181 ff. bei einem Rückblick auf die Ereignisse von 1866: « Nur wenn das neue Deutschland den Bund mit dem neuzeitlichen Geistesleben immer inniger ausgestaltete, konnte es darauf rechnen, sich unter den führenden Mächten Europas zu behaupten; seit den Tagen der großen französischen Revolution lebte aber der preußische Militärstaat vielfach im Kriegszustande mit den Ideen des Jahrhunderts; ob die Bedürfnisse des Machtstaates sich endlich mit den Freiheits- und Gleichheitsforderungen der Zeit vermählen würden, davon hing zu einem guten Teile die Zukunft ab... Die Deutsch-Österreicher verloren mit der Trennung Österreichs von Deutschland ihren Rückhalt am deutschen Mutterlande und

[1] Nur selten wird man eine Angabe vermissen, so z. B. S. 206 H. Triepel: Zur Vorgeschichte der norddeutschen Bundesverfassung (Festschrift für Otto Gierke 1911).

sollten deshalb bald nicht mehr imstande sein, die politische Führung der österreichischen Reichshälfte zu behaupten; durch Österreichs Ausschluß aus Deutschland wurde der nationale Zersetzungsprozeß in diesem Staate beschleunigt, sein Zerfall sollte das neue deutsche Kaiserreich mit zu Boden reißen... Der Hohenzoller war seinen protestantischen Untertanen der summus episcopus der evangelischen Landeskirche, der Schutzherr evangelischer Gedankenfreiheit und der Vertreter der göttlichen Weltordnung, und nun lehrte er sie selber, daß man Throne umwerfen und Dynastien von Gottes Gnaden wie er selber zum Lande hinausjagen dürfe; damit brach die bisherige konservative Weltanschauung in Preußen zusammen. Fortan war die Monarchie theoretisch nur noch mit Zweckmäßigkeitsgründen zu verteidigen... Dem Geschlecht, das Königgrätz und Sedan erlebte, ... mochte diese Rechtfertigung mehr als genügen, früher oder später mußte sie einem politisch und militärisch wenig befähigten und in der Wahl seiner Ratgeber unglücklichen Herrscher gegenüber versagen».

Man sieht: es sind Gedankengänge teilweise demokratischer Herkunft, teilweise großdeutscher Enttäuschungen, in denen der Verfasser sich bewegt. Von diesem Standpunkt aus vermeidet er, die Dinge der Vergangenheit vom wesentlich dynastisch-kleindeutschen Gesichtswinkel aus zu betrachten. Er hütet sich auch vor Schönmalerei und entwirft die Charakteristiken der handelnden Personen ohne legendarische Ausschmückung. Dies gilt auch von dem Portrait und von der Bewertung der Schöpfung Bismarcks, so hohe Bewunderung er seinem Genius zollt. Von Bismarcks «Verfassungsideal» des norddeutschen Bundes sagt er offen und ehrlich, wobei er sich einen Ausspruch des damaligen Treitschke zu Hilfe ruft: «Es entstand nicht ein Nationalstaat, in dem das Volk den Träger des Staatslebens bildet, sondern der alte preußische Obrigkeitsstaat mit der Vorherrschaft des Militärs und Beamtentums wurde beibehalten und ihm eine nationale Färbung gegeben». Noch stärker ist sein Ausdruck S. 225: «Der Zentralbau, halb preußische Kaserne, halb Cäsarenpalast». Über das Werk von 1871 fällt er das Gesamturteil: «Dem Geist der Zeit entgegen wurde die stolze Burg des neuen deutschen Kaiserreiches erbaut, nicht wie fast alle Monarchien im Laufe der Weltgeschichte durch einen genialen Herrscher geschaffen, auch nicht von einem Volke in revolutionärem Sturm gegen Fremdherrschaft und Tyrannenmacht erkämpft, sondern ein preußischer Minister und Edelmann hat mit Titanenkraft das neue Reich errichtet, durch List und Gewalt, in schwerem Ringen mit seinen Gegnern im Ausland und im Inland, unter Verfassungsbruch und Bürgerkrieg, über den Kopf seines widerstrebenden Königs hinweg und gegen den Willen eines großen Teiles des deutschen Volkes, das Bismarcks Wege nicht gehen wollte». Man wird vielleicht dies Gesamturteil überscharf finden und in ihm die richtige Schätzung des mitwirkenden nationalen Einheitsdranges vermissen. Auch bei der Entwerfung historischer Portraits schießt der

Verfasser gemäß seiner skeptisch-nüchternen Betrachtungsweise mitunter über das Ziel hinaus. So gibt es doch ein falsches Bild, wenn von König Wilhelm gesagt wird (S. 13): « Innerlich war und blieb er Absolutist und vermochte sich bis an sein Lebensende nicht mit dem Vorhandensein eines Parlamentes zu befreunden. Nur mit einer spöttischen Bemerkung auf den Lippen, mit möglichst wenig Pomp betrat er den Weißen Saal im Berliner Schlosse zur Landtagseröffnung; außer bei Hoffestlichkeiten und ähnlichen Gelegenheiten sprach er niemals mit den Volksvertretern ». Auch verletzt er unnötigerweise das Andenken Roons, wenn er die biographische Skizze desselben (S. 31) mit den Worten beginnt: « Der Sohn eines früh verstorbenen Schürzenjägers und Liederjahns und einer epileptischen, in Geistesschwäche verfallenden Mutter ».

Diese und jene Behauptung ist gewagt oder unrichtig: so S. 142: « Die Rücksicht auf Napoleon spielte vielleicht auch eine gewisse, wenn auch bescheidene Rolle bei der Verlegung der preußischen Marinestation im März 1865 von Danzig nach Kiel » u. s. w. S. 172: « Hätte Napoleon seine Hand auf Belgien gelegt, um den gewünschten Ausgleich mit der bevorstehenden preußischen Machterweiterung zu erlangen, so würde Bismarck ruhig zugesehen und sich mit Frankreich verständigt haben ». S. 172: « Bismarck hatte wohl gehofft (« um die Wende des Jahres 1869/70 »), daß der unvermeidliche Krieg mit Frankreich um die Kaiserkrone geführt werden würde; jetzt mußte er anders verfahren ». Die Ursachen der Entlassung Varnbülers am 30. August 1870 waren verwickelter, als nach des Verfassers Erzählung S. 311. Der kriegerische Antrieb insonderheit des Herzogs von Gramont hätte S. 277 schärfer hervorgehoben werden müssen. Die Annahme (S. 281), daß das französische Verlangen eines Entschuldigungsbriefes das Verhalten König Wilhelms gegenüber Benedetti in Ems am 13. Juli 1870 mitbestimmt, ist, wie in meiner « Geschichte Europas », X, S. 341, Anm. 1, aktenmäßig nachgewiesen werden konnte, aus chronologischen Gründen unhaltbar.

Was die Form der Darstellung betrifft, so ist dieser Straffheit und Übersichtlichkeit beim Verschmähen von Detailschilderungen nachzurühmen. Gut angebrachte Zitate aus politischen Reden und Schriften von Zeitgenossen beleben die Erzählung. Selten trifft man auf eine stilistische Entgleisung wie S. 140: « Der preußische Machthunger trat nackt zutage, der europäische Philister sollte das Staunen und Grauen über ihn bald und noch ganz anders kennen lernen » oder auf ein geschmackloses Bild wie S. 268: « Damals, in der Geburtsstunde des deutschen Kaiserreiches stand der schreckende Komet einer großen europäischen Koalition gegen das Reich der europäischen Mitte am politischen Machthimmel, um den Werdenden sein Schicksal zu verkünden ». Mit Spannung darf man der Fortsetzung des eigenartigen Werkes entgegensehen.

Zürich. Alfred Stern.